

Hans Belting: Bild-Anthropologie. Entwürfe für eine Bildwissenschaft

München: Wilhelm Fink Verlag 2001, 278 S., ISBN 3-7705-3449-2, € 25,20

Was ist ein Bild? Diese Frage, die so einfach klingt, behandelten Kunstgeschichte oder Ästhetik bisher nur äußerst defizitär. Obwohl wir mittlerweile mehr in den Bildern als in der Welt leben, wurde diese wissenschaftliche Leerstelle weitgehend ignoriert. Vergeblich fahndete man nach einer expliziten Bildtheorie oder Bildwissenschaft in Analogie zu einer allgemeinen Sprachwissenschaft. Damit ist jetzt Schluss: Hans Belting, Professor an der Hochschule für Gestaltung in Karlsruhe, etabliert die Bildanthropologie.

Dieser auf den ersten Blick vielleicht etwas heikle Begriff erweist sich als doppelt plausibel. Er markiert einerseits dass es sich hier nicht um eine rein technisch orientierte Untersuchung von Bildern handelt, sondern um eine Bildpraxis, die immer den Menschen/seinen Körper mitreflektiert. Andererseits macht er die Nähe zur Ethnologie spürbar. So wundert es nicht, dass der Autor, auf der Suche nach Essenz und Funktion der Bilder, nach ihren komplexen Veränderungen und Wandlungen, von diesen als „Nomaden der Medien“ (S.32 und S.214) spricht. Und wie jede Wüstenreise so ist auch dieser theoretische Parcours ein Abenteuer, anstrengend und fordernd, letztendlich jedoch geist- und sinn(e)erweiternd, klärend.

Vor allem das erste von insgesamt acht Kapiteln stellt basale, richtungsweisende Überlegungen an, die in das allgemeine Diskussions- und Begriffswirrwarr Ordnung bringen. Für Beltings Denkansatz gilt grundsätzlich: Es gibt Bilder nicht körperlos. Und: Es gibt Bilder nicht medienlos. Das heißt, eine Kulturgeschichte des Bildes kann nur in Analogie zu einer Kulturgeschichte des Körpers, seiner Zeitlichkeit und seiner Wahrnehmung, verstanden werden (S.23). Der Autor macht außerdem immer wieder deutlich, dass die Medien es sind, über die unsere Körper mit Bildern kommunizieren. Ihnen kommt folglich eine Schlüsselstellung zu. An dieser Stelle gelingt Hans Belting eine sachliche Ausdifferenzierung der Begriffe „Bild“ und „Medien“. Für ihn sind Medien Träger, die der Bilder bedürfen, um sichtbar zu werden. Das Verhältnis von Medium und Bild entspricht dem von

Schrift bzw. gesprochenem Wort und Sprache, was bedeutet, dass „das Bild immer eine mentale, das Medium immer eine materiale Eigenschaft“ hat (S.29). In diesem Kontext gewinnt der Medienbegriff seine wahre Bedeutung, „[...] denn erst das Medium setzt uns dazu imstande, Bilder so wahrzunehmen, dass wir sie weder mit echten Körpern noch mit bloßen Dingen verwechseln.“ (S.13)

Vor allem Vertreter einer rein technisch orientierten Medientheorie, die so tun als gäbe es schon einen fest eingeführten Diskurs zu diesem Begriff, dürften hier aufstöhnen. Wird Belting nämlich von diesen ernst genommen, kommt es zu hoffentlich erkenntniserweiternden Kollisionen. Bis es jedoch soweit ist, muss man klar sehen, dass Bildtheorien offensichtlich in anderen Denktraditionen stehen als Medientheorien, die ja auch mit dem Bildbegriff arbeiten, ihn jedoch ‚einfach‘ so nutzen, dass er irgendwie in ihre Theorie passt. Beispielsweise im Widerspruch zu Baudrillard argumentiert Belting salopp, dass es sich bei der „Krise der Repräsentation“ in Wahrheit um einen Zweifel an der Referenz handelt, die wir den Bildern nicht mehr zutrauen. Bilder wurden *immer* erfunden, und es gelte herauszufinden, auf was in der Welt sie sich beziehen können. Auch gegen Vilém Flussers Theorie lassen sich treffliche Argumente finden. Dieser hat wie kein anderer versucht, (technische) Bilder von menschlichen Körpern, ihrer Sinnlich- und ihrer Sterblichkeit, abzukoppeln mit dem Ziel der radikalen Negation des Todes. Belting macht klar, dass das so nicht zu haben ist.

Erstmalig liegt hier eine Untersuchung vor, die nachweist, dass der Zusammenhang von Bild und Tod ein Grundzug der Bildlichkeit überhaupt sei. Totenbilder scheinen, und zwar historisch und interkulturell, das vorherrschende Motiv der menschlichen Bildpraxis gewesen zu sein. Das Bild als Mumie, als Maske, als Wachsfigur, als Portrait, als Fotografie verweist auf die Abwesenheit eines Toten und wird zugleich dessen Medium/Double. Das heißt, es tritt an seine Stelle. Auch der Begriff „Medium“ hat ja seinen ersten und eigentlichen Sinn im Totenritual bzw. in der spirituellen Sitzung, in der ein Lebender seine Stimme/seinen Körper einem Toten ‚leiht‘. Belting untersucht, wie sich die Repräsentationsversuche und Tauschpraxen von Totenbildern verändert haben (Kapitel drei bis sechs). Als besonders aufschlussreich zeigt sich hierbei die Wende, die das griechischen Denken gegenüber dem Bild vollzog. Mit Platon nämlich wird der „Ursinn des Bildes“ ausgeblendet. Bilder haben als Tauschkörper ausgedient, sie gelten nicht mehr als reale Repräsentanten eines Verstorbenen, sondern als reine Metaphern, die die Erinnerung stimulieren (S.173). Das Bild wird so zur geistigen Realität, da verortet, wo nach Platon wahre Erkenntnis liegt, im Unterschied zu den „Fallstricken der Wahrnehmung in Schatten und Spiegeln“ (S.174). Es ist nun Ausdruck einer Idee. Damit avanciert das Bild zu einer geistigen Realität, einer Vorstellung, die in der Kunst ein langes Nachleben erfahren wird. Leider spinnt Belting im folgenden diesen Faden nicht weiter, sondern er untersucht Dantes Bildtheorie im Wandel der Kunsttheorie (Kapitel 7). Wobei die Geschichte der Körperschatten sich ebenso spannend liest wie das finale Kapitel über die Fotografie, deren Erfin-

der William Henry Fox Talbot, gezüglich habe ob er seine Erfindung Licht- oder Schattenmalerei nennen solle (S.195).

In jedem Fall darf man gespannt sein, wie Belting, der das vorliegende Buch nur als Vorübung und Zwischenresultat bezeichnet, seine Bildanthropologie weiter ausbaut. Der Verlag, der sich über den unerwartet großen Verkaufserfolg des Buches freuen dürfte, will bereits im kommenden Herbst den Folgeband vorlegen. Dann stellt sich Hans Belting Dietmar Kamper zur Seite, der sich mehr mit den Bildstörungen beschäftigt hat und von dem der schöne Satz stammt: Wir sind zwar im Bilde, aber noch nicht auf der Welt.

Daniela Kloock (Berlin)